

Thomas Brechenmacher

# Cilly und Henri

Eine deutsch-jüdische Geschichte

**HERDER** 

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2025  
Hermann-Herder-Str. 4, 79104 Freiburg  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.herder.de](http://www.herder.de)

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an  
[produktsicherheit@herder.de](mailto:produktsicherheit@herder.de)

Lektorat: Dr. Ute Maack, Hamburg  
Satz: Zerosoft, Timișoara  
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-451-03703-0  
ISBN E-Book (E-Pub): 978-3-451-84023-4  
ISBN E-Book (PDF): 978-3-451-84063-0

# Inhalt

Einleitung: Cillys Briefe	7
Cilly	15
Henri	31
Liebe, Freundschaft, Fremdsein	41
Cilly Windmüller in Emden: Nazis und Juden	67
Henri Nannen im NS-München: Anpassung und Dissidenz	97
Kunst und Literatur	145
Cilly entwurzelt: „Wandering Jew“	181
Abschied	201
Getrennte Leben	215
Ender Epilog	231
Nachwort: „... unsere seltene, seltsame Geschichte – nur ein Mythos ...“	251
Anmerkungen	255
Briefverzeichnis	288
Quellen- und Literaturverzeichnis	292
Personenregister	297
Abbildungsnachweis	302
Über den Autor	302
Dank	303



## Einleitung: Cillys Briefe

Im Nachlass Henri Nannens (1913–1996) ist ein Konvolut von Briefen seiner ersten großen Liebe Cäcilie (Cilly) Windmüller (1913–1995) aus Emden überliefert. Cilly war die Tochter des jüdischen Schlachtermeisters Adolf Windmüller, Henri der Sohn des örtlichen Polizeikommissars Klaas Eiben Nannen. Cilly und Henri, die Handelsschülerin und der Gymnasiast, liebten die Kunst und die Natur, und sie liebten einander. In Emden waren sie schon zu Beginn der 1930er Jahre ein Paar jenseits dessen, was im sozialen Kosmos der kleinen Stadt als „schicklich“ angesehen wurde. Als mit den Nationalsozialisten auch der Antisemitismus an die Macht kam, wurde die Beziehung für beide gefährlich. Sie endete aber nicht, sondern wuchs sich unter den gegebenen Bedingungen zu einer Beziehung eigener Art aus, zu einer „deutsch-jüdischen Geschichte“, die noch lange nach dem Untergang des „Dritten Reiches“ weiterging, auch wenn aus Cilly und Henri nie mehr ein „richtiges Paar“ werden sollte.

Henri Nannen verließ beider Geburtsstadt 1933 bald nach seinem Abitur, um zunächst eine Buchhändlerlehre in Osnabrück zu beginnen, schließlich aber in München Kunstgeschichte zu studieren und als Journalist zu arbeiten. Cilly Windmüller musste in Emden im Dienst des großen Familienhaushalts verbleiben, und so begann der Briefwechsel. 56 der erhaltenen 67 Cilly-Briefe stammen aus den Jahren zwischen 1933 und 1938, kurz bevor sie Deutschland in Richtung Palästina verließ. Nach dann nur noch sporadischen Kontakten zu Henri erneuerte sich der Briefwechsel Jahrzehnte später, mit

elf weiteren Schreiben aus der Zeit zwischen 1984 und 1991. Von Henri an Cilly haben sich lediglich fünf Briefe, alle aus der späten Phase, erhalten. Während Henri die Briefe Cillys (zum Teil mit den Kuverts) penibel aufgehoben hat – wenngleich unsicher bleiben muss, ob es wirklich *alle* sind –, trifft dies umgekehrt auf die an Cilly gerichteten Henri-Briefe nicht zu. Zwar konnte Cilly Zeugnisse ihrer Jugend – „Stapel von Schulzeichenblöcken mit eingeklebten Zeitungsausschnitten, die immer noch meine Schrankfächer füllen“ (60)<sup>1</sup> – über ihre Emigration nach Palästina hinweg in ihr neues Leben in Israel überführen, doch die Briefe ihrer ersten Liebe waren offenbar nicht darunter. Vielleicht hat sie Henris Briefe bereits unmittelbar nach deren Erhalt noch in Emden oder unter steigendem Verfolgungsdruck später vernichtet, weil es ihr zu riskant erschien, sie aufzuheben. Oder die Briefe überstanden den Weg in Cillys neue Heimat nicht, oder sie gingen erst dort verloren. Wir wissen es nicht.

Die Beziehung Cillys und Henris in jenen für beide so prägenden fünf Jahren zwischen 1933 und 1938 spiegelt sich damit allein in den Worten Cillys an Henri, in dem, was sie ihm von ihrem Leben, ihren Gedanken, vor allem aber von ihrer inneren Not mitteilte (oder mitteilen wollte), und in dem, was sie von seiner Entwicklung im von Emden weit entfernten München wahrnahm und kommentierte. So bedauerlich es ist, nicht mehr zu wissen, was Henri ihr jeweils antwortete, darf trotzdem der Versuch nicht unterbleiben, auch ihn mit aller gebotenen methodischen Kontrolle in der beiderseitigen Beziehung sichtbar werden zu lassen.

Auch ohne die Gegenbriefe stellt Cillys fortlaufende Reflexion darüber, was sie mit Henri schmerzvoll verband, wie darüber, was sie gewaltsam auseinandertrieb, eine Quelle seltenen und außerordentlichen Grades dar. Mit emotionaler, intellek-

tueller wie sprachlicher Kraft arbeitete sich Cilly an diesem für Zeit und Umfeld an sich schon nicht „normalen“ Verhältnis ab, das unter den Umständen der nationalsozialistischen Judenverfolgung fast jede Zukunftsperspektive verlor. Sie hing in der ostfriesischen Provinz fest und sah Tag für Tag ihre Lebenschancen schwinden, während ihr Partner früher Erkundungen in Welt, Liebe und Kunst in München ein Studium absolvieren und eine Karriere beginnen wollte. Das konnte Henri ohne Anpassung an die Bedingungen der rapiden nationalsozialistischen Gleichschaltung nicht gelingen, aber er rückte deshalb von Cilly nicht ab, im Gegenteil: Er bekannte sich zu ihr auch unter Inkaufnahme von Risiken und ganz handfesten beruflichen Nachteilen.

Das Gros der Briefe stammt aus den Jahren 1933 bis 1936, der Zeit der ersten Abwesenheit Nannens aus Emden unmittelbar nach dem Abitur sowie, seit Herbst 1933, seines Studiums und der frühen publizistischen und journalistischen Aktivitäten in München. Von Mitte 1936 bis Sommer 1937 sind keine Briefe Cillys überliefert. In dieses Jahr fällt eine besonders schwere Lebensphase der jungen Frau. Sie konnte noch Ende 1935 mit einem Studentenvisum endlich Emden verlassen und nach England gehen, dort ein Praktikum in einem Kinderheim absolvieren und schließlich als Hausmädchen bei einem jungen Ehepaar unterkommen. Aber sie erkrankte schwer, und wieder genesen, gelang es ihr mit Not, ihre Aufenthaltsgenehmigung noch einmal verlängert zu bekommen. Sie sah sich dann gezwungen, unter prekären Umständen ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Im März 1937 kehrte sie vorübergehend nach Emden zurück und nahm eine Stelle als Haushaltsgehilfin in Osnabrück an. Schließlich musste sie zur Vorbereitung ihrer nun unabdingbaren Auswanderung in eine zionistische Ausbildungsstätte nach Augsburg ziehen.

Ob ihre Korrespondenz mit Henri in der zweiten Jahreshälfte 1936 und Anfang 1937 einschloß oder ob Briefe aus England verloren gingen, muss offenbleiben. Die überlieferten Cilly-Briefe setzen erst im August 1937, jetzt letztmalig aus Emden, wieder ein. Cillys Ortswechsel nach Augsburg brachte die Gelegenheit, sich mit dem nach wie vor in München ansässigen, wenn auch nicht mehr studierenden Henri wieder öfter persönlich zu treffen, sodass der Briefwechsel 1937/38 zwar nicht mehr die frühere Häufigkeit erreicht, aber gleichwohl an innerer Dramatik noch gewinnt. Während die verfolgte und entrechtete Cilly in materieller Not das Zeichen zum Aufbruch aus Deutschland erwartete, arbeitete Henri seit November 1937 als Redakteur für die dem Regime angepasste Zeitschrift *Die Kunst* beim Münchener Bruckmann Verlag. Beide wussten, dass ihre Beziehung keine Zukunft mehr haben konnte, aber sie war trotzdem noch nicht zu Ende. Die letzten, hektischen Nachrichten Cillys stammen aus den Wochen unmittelbar vor ihrer überraschend schnell ermöglichten Ausreise nach Tel Aviv im September 1938.

In den folgenden Jahrzehnten, in denen Henri Nannen, nachdem er als Wehrmachtssoldat, Kriegsberichterstatter und Propagandakompanieführer den Zweiten Weltkrieg überstanden hat, zu einem der einflussreichsten Printjournalisten und Illustriertenmacher der Bundesrepublik avanciert, bleiben die Kontakte zu Cilly und ihrer in Israel gegründeten Familie sporadisch, reißen aber nie ganz ab. Fast ein halbes Jahrhundert nach 1933 flammt der Briefwechsel zwischen ihnen noch einmal auf, als Nannen darangeht, sich in beider Heimatstadt Emden einen Traum zu verwirklichen, der nicht nur ein Kunsttraum, sondern auch ein biografischer Bewältigungstraum ist. Er errichtet ein Kunstmuseum unweit der Stelle, an der in den Tagen ihrer jugendlichen Liebe ihr gemeinsames Faltboot lag.

Lieber Henri,  
 Heutemorgen kamen die vier Kolle Karten in Lotte  
 u. ich haben uns sehr gefeiert. Sie sind ganz  
 wundervoll Lotte hat die Taurerinn in zwei  
 "Fassungen" und ich habe die Taurerinn u. das  
 sitzende Mädchen gewählt. Ich kamte das letzte  
 parnisch u. ich finde es ganz besonders schön.  
 Ich brauche Dir parnisch zu versichern, das  
 ich sehr froh darüber bin, dass abgesprochen  
 von der Freude über die Bilder selbst wartete  
 ich ja, auch sehr lieb auf ein Zeichen von  
 Dir. Selbst eine liebe Überraschung macht einen  
 für Tage froh. Es ist übrigens ~~der~~ Zufall  
 alle Kunst Karten, die ich besitze, außer den  
 Holland-Karten, haben eine Instrumentierung mit  
 Di. Bremen, Osnabrück u. dann die von Loch-  
 Karten - - - Ich kann mich in diesem  
 Brief auf nichts beziehen, denn ich weiß gar nichts  
 von Di, außer, dass Du bei "Kalus" wohnst, dessen  
 Name mir bekannt ist. Dadurch bist Du mir so  
 fremd u. mir kommt es vor als ob Du viel länger  
 als 14 Tage von Emden fort wärst. Di. wird es  
 wohl erst recht so sein, denn ich würde glauben  
 ich, auch über Münchens Wunder verpesen. Münchens

Abb. 1: Cillys erster Brief an Henri in München, Anfang November  
 1933 (Nr. 4): „... mir kommt es vor, als ob Du viel länger als 14 Tage  
 von Emden fort wärst.“

Rein äußerlich scheint es, als knüpfe der Briefwechsel an, wo er einst geendet hatte. Cillys Schrift und Duktus sind fast unverändert (auch wenn Deutsch längst nicht mehr die Sprache ihres täglichen Umgangs ist). Doch die Geschichte steht zwischen ihnen. Nichts hätte Nannen sich mehr gewünscht, als Cilly zur Eröffnung des Museums noch einmal persönlich in Emden wiederzusehen; sie kam aber nicht, brachte es nicht über sich. Sollte Henri gehofft haben, mit der Kunsthalle auch für sich und Cilly eine späte Erlösung erlangen zu können, weiß Cilly, dass diese nicht möglich sein kann. Ihr ist, als hätte Henri sie „bei der Grundsteinlegung in der Kasette begraben“ (59). Cilly und Henri – eine deutsch-jüdische Geschichte.

Cillys Briefe sind ausschließlich handgeschrieben, meist unter hohem Zeit- sowie hohem innerem Druck, manchmal über Tage hinweg mit immer neuen Hinzufügungen. Ihre rhetorischen Kennzeichen sind der Gedankenstrich und die abgekürzte Konjunktion „u.“, die ihre fliehenden Gedanken zusammenhalten. In der Regel schreibt sie lateinische Schreibschrift, mitunter, teils in ein und demselben Brief, aber auch „deutsche“, also Sütterlin. Nur in sehr wenigen Fällen hat Cilly ihre Briefe datiert. Glücklicherweise hob Nannen manchmal auch die Kuverts auf, sodass ein Datierungsgerüst aus den Poststempeln erstellt und alles Weitere (nicht immer mit letzter Sicherheit) anhand der äußeren wie inneren Bezugspunkte der brieflichen Zwiesprache chronologisch geordnet werden kann (vgl. das Briefverzeichnis am Schluss).

Cillys Briefe leuchten den Raum einer Doppelbiografie aus; sie zeugen für sie selbst und die Schicksale ihrer Familie; sie sind ein Spiegelbild der prägenden Jahre des jungen Henri Nannen, zeigen aber auch, welchen Reiz die Ideologeme des Nationalsozialismus sogar auf jene ausüben konnten, die in größter

Distanz zu ihnen stehen mussten. Cillys Briefe dokumentieren den Kampf der Jüdin um ihr inneres wie äußeres Überleben und reflektieren andererseits die Gratwanderung ihres nichtjüdischen Freundes auf der Suche nach einem eigenen Weg unter den Bedingungen des Regimes, zerrissen zwischen fast manischem Aktivismus und Depression. Sie füllen eine Lücke in der Biografie eines der später einflussreichsten „Medienschaftenden“ der Bundesrepublik, ohne freilich einfache Antworten hinter die noch bestehenden Fragezeichen dieser Biografie zu setzen. Auf Augenhöhe tritt in ihren Briefen dem nachmals berühmten, schon als sehr junger Mann nach außen so nonchalant wie tatkräftig agierenden, gleichzeitig aber von schweren inneren Krisen angefassten Henri Nannen das sensible, empathisch-reflexionsbegabte, von ihrer zunehmend hoffnungslosen Situation aber auch an die Grenze ihrer Kraft getriebene jüdische Mädchen Cilly Windmüller an die Seite – später die gereifte, lebensgestärkte und doch schwer an ihrem Trauma tragende Frau. In dieser Konstellation gründet der besondere Charakter dieser Quelle als eines Ego-Dokuments ersten Ranges. Die Geschichte Cillys und Henris und ihrer „unmöglichen“ und doch gewesenen Liebe zu erzählen, heißt auch, ungeschützte Einblicke in beider Intimität zu nehmen. Um sie nicht auszustellen, ist es wichtig, sich ihnen behutsam zu nähern, ohne ein biografisches Großnarrativ überzustülpen. Henri und Cilly waren nicht als „Mitläufer“ oder als „Opfer“ in die Welt gesetzt; sie wollten als „normale“ junge Leute ihr Leben gestalten und zumindest ein Stück davon zusammen gehen, aber der Irrsinn ihrer Zeit ließ das nicht zu.

Cillys Briefe bilden den Quellenkern der nachfolgenden Geschichte (Nr. 1–67). Dem Korpus werden die fünf Schreiben Nannens an Cilly Windmüller (dann Schwarz) aus den Jahren

zwischen 1986 und 1991 hinzugefügt (Nr. V–IX), außerdem ein Schreiben des Schriftstellers Manfred Hausmann an Henri Nannen vom Mai 1934 (Nr. I), das Henri wie Cilly betraf. Um die eigene Stimme Nannens aus den frühen 1930er Jahren in den wenigen privaten Dokumenten zu vernehmen, die von ihm aus dieser Zeit überliefert sind, werden zwei Briefe Nannens aus München an den Maler und Musiker Hans Trimborn (Oktober 1934/Januar 1935, Nr. II/III) sowie einer an seinen Emdler Mentor, den Gymnasialprofessor Friedrich Ritter (April 1935, Nr. IV), einbezogen. Die auf der Grundlage dieses Korpus erzählte Geschichte schöpft zusätzlich aus zahlreichen weiteren Quellen, besonders zur Geschichte des NS-Regimes in Ostfriesland und in München, und zieht einschlägige Forschungsliteratur hinzu. Trotz allem bleibt sie, wie jedes biografische Bemühen, lückenhaft und unvollständig, vieles kann nur vermutet und im Konjunktiv als wenigstens plausible Möglichkeit hinzukonstruiert werden.

Das Briefkorpus und die Zitate daraus werden in behutsamer orthografischer Normalisierung wiedergegeben, die den Duktus Cillys zu bewahren bemüht ist. Flüchtigkeitsfehler (fehlende Silben, Verwechslung „dass“ – „das“, Rechtschreibung, v. a. in den späten Briefen) sind korrigiert, konsequent vorzufindende orthografische Eigenheiten wurden hingegen belassen, wie etwa „ein bischen“ statt „ein bisschen“, „blos“ statt „bloß“ oder auch Zusammenschreibungen wie „heuteabend“, „kleinwenig“ etc., auch die wenig systematische Interpunktion Cillys, sofern sie nicht zu Missverständnissen führt. Die hier verarbeitete Auswahl der Briefstellen ist die Auswahl des Erzählers der Geschichte; das mehr als 100 Seiten umfassende Gesamtkorpus enthält viele weitere Aspekte und Facetten, die nur über eine Gesamtedition erschlossen werden könnten.

# Cilly

Cäcilie Windmüller – genannt Cilly – kam am 9. August 1913 in Emden als dritte Tochter des jüdischen Schlachtermeisters Adolf Windmüller und seiner Frau Johanna, geb. Visser, zur Welt. Der Vater (geb. 1880) war Emdener, die Mutter stammte aus Greetsiel an der Leybucht, etwa 20 Kilometer nördlich von Emden. Cilly war nach Friederike (Frieda), geb. 1908, Ludwig, geb. 1910, und Jetti (von Cilly stets „Lotte“ genannt), geb. 1912, das vierte der fünf Kinder des Ehepaars, ihr folgte noch Cornelia (Lia), geb. 1916.<sup>2</sup> Der spätere Résistancekämpfer und Judenretter Max Windmüller (1920–1945) – nach dem heute in Emden die ehemalige Judenstraße und ein Gymnasium heißen – war ein Cousin Cillys väterlicherseits. Ein gemeinsamer Bruder von Cillys und Max' Vätern, nach dem Max dann benannt wurde, war 1915 im Weltkrieg gefallen. Max' Familie verließ Emden bereits im September 1933 und ging nach Holland.<sup>3</sup>

Wie bei deutschen Juden dieser Generationen üblich, geben die Namen keinen Hinweis auf das jüdische Bekenntnis. Sie waren deutsch wie ihre Trägerinnen und Träger, die nicht nur Deutsche per Staatsbürgerrecht waren, sondern sich auch als solche verstanden – selbstverständlich als deutsche Patrioten, die für Deutschland auch im Weltkrieg kämpften und fielen, wie jener ältere Max. Als Deutsche waren die Emdener Preußen – der Übergang Emdens an Preußen im Zuge der Annexion des Königreichs Hannover 1866 lag im Jahr von Cillys Geburt schon fast 50 Jahre zurück; ihr Name *Cäcilie* dürfte eine klare Reverenz an die aus dem Hause Mecklenburg-Schwerin

stammende Kronprinzessin Cecilie sein, seit 1905 die Frau des königlich-kaiserlichen Thronfolgers Wilhelm.

Die „Cilly“-Windmüllers wohnten in der Boltentorstraße 42, die „Max“-Windmüllers zunächst in der Mühlenstraße 44. Beide Windmüller-Väter gingen dem unter den Juden in Emden am meisten verbreiteten Gewerbe nach, der Schlachtereier, die für beide Brüder zu einem gewissen Wohlstand führte. Dieser drückte sich zum Beispiel darin aus, dass in beiden Haushalten früh ein Telefonanschluss vorhanden war.<sup>4</sup> Cilly telefonierte von diesem Anschluss aus mit Henri in Osnabrück, was erhebliche Kosten – und vielleicht auch häuslichen Ärger – verursachte (2).

Der Gemeindegeschichtsschreiber Wolf Valk zählte „bis vor einiger Zeit“ (vor 1934) noch „etwa 50 kleinere und größere jüdische Schlachtereien in Emden“; bis zu ein Drittel der Gemeindemitglieder seien diesem Handwerk nachgegangen.<sup>5</sup> Dies hing mit dem stark vom Viehhandel geprägten ostfriesischen Umfeld zusammen, aber natürlich auch mit den traditionellen Berufsbeschränkungen, denen Juden unterlagen und die sie in bestimmte Gewerbebezüge abdrängten. In Emden kam als Besonderheit hinzu, dass seit dem späten 17. Jahrhundert das Schlachter- und Metzgergewerbe, oftmals in Verbindung mit Viehhandel, mehr und mehr und schließlich nahezu vollständig in jüdische Hände übergegangen war. Im städtischen Schutzbrief vom Juni 1740 war den Juden endgültig und offiziell gestattet worden, nicht nur jegliche Art von Schlachtung uneingeschränkt (also über den koscheren Bedarf hinaus) zu betreiben, sondern auch das Fleisch bedingungslos an alle Bürger zu verkaufen.<sup>6</sup>

Die Lage der Stadt zwischen Landwirtschaft und Seehandel begünstigte schließlich einen fast industriemäßigen Ausbau jüdischer Schlachtbetriebe, die vor allem Hammelfleisch pro-

duzierten, um Schiffe auszurüsten, später aber auch, um den gestiegenen Fleischbedarf in den anwachsenden Wirtschaftszentren des Rheinlands, des Ruhrgebiets und Westfalens zu bedienen.<sup>7</sup> Von dieser Sonderentwicklung abgesehen, entsprach die Sozialstruktur der Juden in Emden der in kleineren Städten üblichen: Neben den Viehhändlern, Schlachtern und Bäckern bildeten Händler, Ladenbesitzer und sonstige Kleingewerbler eine Schicht im unteren Mittelsegment der städtischen Gesellschaft – was nicht heißt, dass (wie bei Windmüllers) ein Aufstieg zu auskömmlicherem Lebensstandard unmöglich war; einige durch Großhandel reich gewordene jüdische Familien waren ebenso zu verzeichnen wie jüdische Personen – wenn auch wenige – mit akademischem Hintergrund (Rechtsanwälte, Ärzte). Die Rechtsverhältnisse der Juden in Emden variierten mit den wechselnden territorialen Zugehörigkeiten: Der Übergang des Herzogtums Ostfriesland und mit ihm der Stadt Emden an das Königreich Preußen 1744 brachte verschärfte Abgabenlasten und uneindeutigere Rechtsverhältnisse mit sich; während des 19. Jahrhunderts lösten sich Emanzipationsfortschritte und retardierende Entwicklungen in den Phasen der Zugehörigkeit zum „Königreich Holland“ (1806–1810), zum napoleonischen Kaiserreich (1810–1813), zum Königreich Hannover (1815–1866) und wiederum zu Preußen (1813–1815, 1866ff.) ab.<sup>8</sup> Seit 1869/71 galt dann für die Emdener wie für alle deutschen Juden die staatsbürgerrechtliche Gleichstellung durch die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches.

Die jüdische Gemeinde Emdens zählte zu den bedeutendsten Norddeutschlands, sie ist in Quellen greifbar seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts; anzunehmen ist aber, dass auch um 1530 schon Juden in Emden oder dessen Umgebung siedelten.<sup>9</sup> Das Aufblühen der jüdischen Gemeinschaft in Emden seit etwa 1570 hängt eng mit dem rasanten ökonomischen

Aufstieg zusammen, den die Hafenstadt an der Emsmündung im Zuge der Unabhängigkeitsbewegung der Niederlande gegen Spanien durchlief.<sup>10</sup> Der höchste prozentuale Anteil jüdischer Einwohnerschaft Emdens war mit 7,6 Prozent im Jahr 1771 erreicht, die höchsten absoluten Werte 1828 mit 802 Personen (6,7 %) und 1905 mit 809 (jedoch nur noch 3,9 %); 1925 waren es 2,5 Prozent, absolut ca. 700 Personen, 1932 noch 581 von 34 111 Einwohnern.<sup>11</sup> Schon am Ende der 1640er Jahre waren der jüdischen Gemeinde die Bestellung eines Rabbiners und der öffentliche Synagogengottesdienst erlaubt gewesen, ungeachtet aller lang anhaltenden starken sozialen und wirtschaftlichen Restriktionen, denen die Emder Juden seitens der städtischen Obrigkeit und der landesherrlichen Territorialherrschaft unterworfen blieben.<sup>12</sup> Ab 1827 bis zum Ende der Gemeinde 1939 residierte in Emden der ostfriesische Landesrabbiner; von 1841 bis 1847 bekleidete der bedeutende neoorthodoxe Reformler Samson Raphael Hirsch dieses Amt – eine Glanzperiode, die sich ins kollektive Gedächtnis der Juden Emdens einschrieb.<sup>13</sup> Die Gemeindeinstitutionen waren voll ausgebildet und formierten sich zu jenem sozialen Kosmos, den eine jüdische Gemeinde immer auch darstellte, mit Synagoge, Friedhof, *Mikwe* (Ritualbad), Volksschule, Waisenhaus und Altersheim, Kranken- und Beerdigungsverein, Knabenverein, Mädchenklub, Jugendbund sowie diversen wohltätigen Verbänden und Vereinen für Hilfsbedürftige, zusammengefasst unter einer örtlichen Zentrale für jüdische Wohlfahrtspflege. Auch wesentliche religiös-weltanschauliche Strömungen des Judentums waren in den 1920er und 1930er Jahren in Emden präsent, von der Orthodoxie (*Agudas Jisroel*) bis zum Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C. V.) und zum Zionismus.<sup>14</sup>

Eine neue, repräsentative Synagoge war 1836 anstelle der alten, bereits seit dem 17. Jahrhundert bestehenden auf der Flä-

che zwischen Sandpfad und Judenstraße erbaut, 1910 vergrößert und um Sitzungssaal und Mikwe ergänzt worden. Dieser Bau fiel, nachdem 1936 noch seine Hundertjahrfeier hatte festlich begangen werden können, dem Vandalismus der Pogromnacht vom 9. November 1938 zum Opfer. Die Reste des ausgebrannten Gebäudes wurden während des Krieges abgerissen.<sup>15</sup> Den wenigen nach dem 9. November noch in Emden wohnenden Juden wurde ihr verbliebenes Gewerbe- oder Immobilieneigentum „arisiert“ und ihnen fast jede Subsistenzgrundlage entzogen. Der größere Teil dieser etwa 320 jüdischen Bürgerinnen und Bürger Emdens – unter ihnen Adolf und Johanna Windmüller – wurde im Frühjahr 1940 in sogenannte Judenhäuser oder „Zwangswohnungen“ in anderen Städten „umgesiedelt“ und zu Zwangsarbeit herangezogen, im Falle der Windmüllers in Berlin.<sup>16</sup> Von dort aus wurden Cillys Eltern am 18. Oktober 1941 zunächst ins Ghetto Łódź (Litzmannstadt) deportiert und schließlich Anfang Mai 1942 im Vernichtungslager Chelmo (Kulmhof) ermordet.<sup>17</sup> Über Łódź führte auch der Weg der etwa 130 letzten, meist sehr alten Juden, die bis Oktober 1942 noch in Emden verblieben waren, in den Tod.<sup>18</sup>

Vom Gros der Juden in Emden ist anzunehmen, dass ihre aktiven Bindungen an das Judentum nicht mehr allzu eng waren, so wie es auf die meisten der etwa 500 000 Juden zutraf, die 1933 in Deutschland lebten.<sup>19</sup> Das Spektrum von orthodoxer Religiosität zu nationaljüdisch-zionistischer Orientierung, von bürgerlicher Akkulturation (der Religiosität bestenfalls nur noch Privatsache war) bis hin zu prononciert deutschnationalem Bekenntnis dürfte so breit gewesen sein wie überall, wobei auch in Emden die „säkularisierte“ Mitte am stärksten repräsentiert war. Der Synagogengottesdienst stand noch in der neoorthodoxen Tradition Samson Raphael Hirschs und Esriel Hildesheimers, was aber für das tägliche Leben nicht viel be-

deuten musste.<sup>20</sup> An den Institutionen der Gemeinde und um sie herum dürfte vor 1933 nur eine Minderheit aktiv beteiligt gewesen sein. Antisemitismus spielte auch im stark deutsch-national einerseits und proletarisch andererseits geprägten Emden in den 1920er Jahren eine zunehmende, aber noch keine dramatische Rolle. 1926 wurde vor einem Emdener Gericht unter Beteiligung des C. V. ein auch überregional aufsehenerregender Prozess gegen den evangelischen Pastor Ludwig Münchmeyer<sup>21</sup> geführt, der seit Jahren von der Insel Borkum aus jüdenfeindliche Hetze betrieb und wesentlich dazu beitrug, den sogenannten Bäder-Antisemitismus zu etablieren. Der Prozess beendete Münchmeyers Karriere im Dienst der evangelischen Kirche und trieb ihn noch weiter in die Arme der NSDAP, als deren Agitationsredner er in der Folgezeit auftrat, u. a. auch auf Norderney. Über das antisemitische Klima auf der Insel berichtete Cilly Ende 1933 (8).

Zur Tragik des Großteils, also der akkulturierten deutschen Jüdinnen und Juden gehört, dass sie zuerst durch den Antisemitismus und dann durch den Rassenwahn des Nationalsozialismus zu etwas fremddefiniert wurden, was sie längst nicht mehr waren oder sein wollten. Die nach einem Jahrhundert 1871 endlich erreichte vollständige staatsbürgerrechtliche Gleichstellung brachte die gesellschaftliche Integration der deutschen Juden, anders als erhofft, nicht mit sich. Im Gegenteil, neue Spielarten des Antisemitismus forderten und betrieben neue Exklusion. Juden, die nichts als Deutsche sein wollten, blieben auch als deutsche Staatsbürger immer nur „Juden“. Auch auf Cilly Windmüller trifft dies zu. Doch erst die Machtübernahme der Nationalsozialisten machte aus Stimmungen und Strömungen brutale, zuerst ausgrenzende, dann vernichtende Realität. Das Voranschreiten dieses Zivi-

lisationsbruchs wird in Cillys Briefen auf bedrückende Weise reflektiert.

Wenngleich die Fremdheit zwischen Juden und Nichtjuden auch in einer Kleinstadt wie Emden nie ganz verschwand, gab es andererseits vor 1933 doch ein geregeltes Zusammenleben. Dazu gehörte, dass auch jüdische Jungen und Mädchen relativ selbstverständlich die weiterbildenden staatlichen Schulen besuchten.<sup>22</sup> Üblich war für „höhere Töchter“ – wozu Cilly durchaus zählte (wenn auch der Nannen'sche Drang „nach Höherem“ im Hause Windmüller nicht in gleichem Maße bestand) – nach dem Absolvieren der elementaren Volksschulbildung, in Cillys Fall wahrscheinlich an der jüdischen Volksschule, der Wechsel an eine höhere Mädchenschule, das sogenannte Lyceum. Dies war in Emden die 1872 eingerichtete städtische Höhere Töchterschule, seit 1905 im Neubau an der Ringstraße als Kaiserin-Auguste-Viktoria-Schule betrieben und später um ein zusätzliches Lehrerinnenseminar (Oberlyceum) erweitert.<sup>23</sup> Nachdem seit Mitte der 1920er Jahre für künftige Volksschullehrer und -lehrerinnen das Abitur vorgeschrieben war, wurden die Oberlyceen in gymnasiale Oberstufen umgewandelt, so auch seit 1926 in Emden. Cilly absolvierte zumindest einige Jahre am Lyceum; sie erinnert sich mehrfach ihrer Zeit dort (5, 6), und ihre literarischen wie künstlerischen Neigungen stießen an der Schule sicher auf Resonanz.<sup>24</sup>

Auch wenn das Lyceum als höchsten Abschluss schließlich die Hochschulreife für Mädchen bereithielt, war doch das universitäre Studium für Frauen nicht das vorrangig damit verknüpfte Ziel (wenngleich der Anteil der Studentinnen an deutschen Universitäten zu Beginn der 1930er Jahre bereits bei etwa 19 Prozent lag).<sup>25</sup>

Ein Lehrerinnenstudium an dafür neu gegründeten Pädagogischen Akademien war häufiger. Doch weder diese Laufbahn

noch gar ein akademisches Studium war für die Windmüller-Töchter vorgesehen; Cilly wechselte beizeiten zur 1923 gegründeten Höheren Handelsschule, die mit Unterstützung der Emdener Kaufmannschaft betrieben wurde, um den Nachwuchs in den Kontoren zu sichern. Dort konnte Henri sie von der nachmittäglichen Stenografiestunde abholen (38).

Die Handelsschule zielte auf eine qualifizierte Berufstätigkeit nicht zuletzt von Frauen; dies trug, wie auch die Entwicklung der „höheren“ Mädchenbildung in Richtung Hochschulreife, dazu bei, geschlechterstereotype Positionen zu überwinden, denen zufolge es in der Mädchenbildung vor allem um allgemeine Erziehung als Grundlage der späteren Rolle als Hausfrauen, Ehefrauen und Mütter ginge.<sup>26</sup> Auch die Eltern Windmüller waren noch von diesen Vorstellungen von der Zukunft ihrer Töchter geprägt. Diese sollten vor allem gut verheiratet werden: „du weißt ja, wie Mütter sind, sie wünschen doch immer einen verheiratet u. untergebracht zu sehen“ (36). Die älteste Schwester, Frieda, war damit bereits 1930 vorangegangen und hatte den nichtjüdischen (katholischen) Schuhmacher Erich Wilhelm Brockmeier geheiratet.<sup>27</sup> Auch um Lotte (Heirat 1935) und Cilly gab es Bewerber; Cilly berichtet Ende 1934 von einer „seriösen“ Heiratserklärung“, die sie bekommen habe; „Mama ist nicht abgeneigt, aber ich“ (36, Beilage). Die Idee einer Heirat Cillys mit Henri hätte bei Johanna Windmüller keine Unterstützung gefunden, und auch Cilly selbst erlaubte sich diesen Gedanken nur in sehr schwärmerischen Momenten und jenseits jeglicher Realisierungschance (48).

Bis zur eigenen Verheiratung lebten die Töchter im elterlichen Haus und hatten unter der mütterlichen Aufsicht an der täglichen Hausarbeit im Vielpersonenhaushalt mitzuwirken, eine Dauerbeanspruchung ohne rechte Perspektive, die zu Frustration und Erschöpfung führte. Cilly, stets auf die Zutei-

lung arbeitsfreier Tage durch die Mutter angewiesen, wünschte sich sehnlich, einmal „raus“ zu kommen (12), und sie beneidete Henri um seine Bewegungsfreiheit. Der Turnus des „Rauskommens“ war bei Windmüllers genau festgelegt; er richtete sich nach dem Alter, und vor Cilly stand Lotte, die im zweiten Halbjahr 1934 als „Gesellschafterin“ nach Den Haag ging und, daran anschließend, für ein zweites auswärtiges „Praktikumshalbjahr“ vorgesehen war. „Sie wird dann das zweite halbe Jahr wahrscheinlich nach Hamburg gehen u. dann komm ich dran.“ (35) Auswärts „in Stellung“ zu gehen, nicht zuletzt, um etwas Geld zu verdienen, war durchaus gängige Praxis, wenn auch für junge Frauen nicht ganz ungefährlich, wie Cilly von ihrer Freundin Marga Wagener zu berichten wusste, die bei einem „Geheimrat“ in Aurich sexueller Belästigung ausgesetzt war (14, auch 4). Cillys eigene Pläne waren und blieben, den Umständen geschuldet, unausgereift (10). Selbst wenn es formal möglich, finanzierbar und von den Eltern erlaubt gewesen wäre, hätte ein Hochschulstudium für sie seit dem antisemitischen „Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen“ vom 25. April 1933 und daran anschließenden weiteren Ausgrenzungsmaßnahmen des Regimes gegenüber der jüdischen Studentenschaft gar nicht mehr infrage kommen können. Anfang 1934 haderte Cilly mit der Aussicht, irgendwo als „Haustochter“ zu arbeiten. Solche seien „fast überall beinahe Dienstmädchen u. man kann damit nicht weiter kommen“. Sie überlegte vage (und vielleicht angelehnt an Henris Osnabrücker Praktikum), in einer „jüdischen Buchhandlung“ zu hospitieren. „Ich habe gehört, daß es verschiedene gibt. Findest Du nicht, daß ich mit meiner Handelsschulbildung, mit meinem Buch- und Kunstinteresse da wohl fertig werden könnte?“ Obwohl sie so „schrecklich schüchtern“ sei und „so wenig Selbstvertrauen“ habe, traue sie sich zu, mit der Kundschaft zurecht-

zukommen. „Du mußt *ja* sagen u. mir Mut machen, sonst starte ich nie.“ (10)

Der Buchhandelsplan verschwand so schnell, wie er angekommen war. Im Frühjahr 1935, nachdem Lottes Turnus vorüber und auch die älteste Schwester Frieda wieder näher an das elterliche Haus gezogen war, dachte sie ernsthafter daran, sich „um eine Stellung zu bemühen“, vielleicht in Berlin: „Da wohnt eine Studienrätin, die mich gern mag u. mir wohl was besorgt hätte, aber ich kann mich so schlecht durchsetzen. In solch einer grossen Stadt kommt es so sehr darauf an, dass man sich zur Geltung bringt u. dazu hab ich ja garkein Talent.“ (39) All diese Überlegungen waren stets begleitet von dem Wunsch, einmal ins Ausland zu gehen; England spielte dabei von früh an die Favoritenrolle (7). Dieser Traum sollte sich – eher als Albtraum – dann unter ganz anderen Vorzeichen realisieren, als sie sich 1933 vorstellen konnte.



**Abb. 2:** *Cilly: „... wir haben es so schrecklich gut zu Haus, u. ich bin noch nicht heraus gewachsen ...“*